



Feierabend



Dichter im Kerker.

Aufzeichnungen einer Gefängnisfürsorgerin.

Von Marie Harber.

Ein Mädchen von der Niederelbe, einem Stück Land bester Volksgesundheit, ging zitternden Schrittes vorzeitig neben mir aus dem Gefängnistor. Vorzeitig, weil man ihm durch Begnadigung den Rest der Strafe erlassen hatte. Wir suchten gemeinsam eine Arbeitsstelle für sie, hatten aber auch Zeit, in einer stillen Abendstunde ihr Leben ein Stück zurückzugehen. Sie war eben zwanzig Jahre alt und heimatlos. Die Angehörigen wollten sie nicht mehr sehen.

Sie erzählte mit ein wenig vornüber-geneigtem Kopf und schweren Augen:

„Mein Vater war meist auf See und ließ uns, wenn er zu Hause war, freien Willen. Die Mutter dagegen nahm leicht einmal den Besenstiel für unseren Rücken. Sie meinte es gut. Aber sie schlug meine Schwester und mich nie mehr, nachdem mein Bruder erkrankt. Ich vergesse nicht, wie ängstlich meine Mutter meinen Vater anblickte, als er von der Fahrt heimkam und nach dem Jungen fragte, der nun schon eine ganze Woche unter der Erde lag. Nachricht hatten wir dem Vater nicht zukommen lassen können. Er ist dann am nächsten Tag ohne Abschied wieder weggefahren und erst nach vier Wochen zurückgekommen. Weinend nahm er uns in den Arm und fand langsam wieder Frieden. Der Junge war keine Hoffnung gewesen. Einen hatte er nur. Und so richtig froh ist er nie wieder geworden. Meine Mutter meinte auch immer, daß Vater, da wir die Nachricht von seinem Tode auf See bekamen, ein Ende gesucht habe. Wohl hatten wir schweren Sturm gehabt und mit Bangen an die kleinen Ewer auf See gedacht. Unstre Mutter blieb dabei, daß der Vater ohne seinen Jungen nicht mehr hätte leben können. Bei uns aber sah man bald die Not im Hause. Die kleine Rente reichte nicht aus. Ich mußte auch früh aus dem Hause und für meinen Unterhalt sorgen. Als ich dann zum erstenmal bestraft war und meine Mutter mich nicht sehen wollte, mich ihren besten Zargenagel nannte, überfiel mich ein Eigensinn, der mich lange von zu Hause fernhielt. Eines Tages aber wußte ich, daß ich nach Hause mußte. Ich konnte mich nicht dagegen wehren. Unnennbares zwang mich, um einen Tag Urlaub zu bitten. Und mit dem näch-

sten Dampfer fuhr ich die liebe alte Elbe wieder hinab. Nach Hause! Eng und weit war mir ums Herz. Ich war fest entschlossen, um Verzeihung zu bitten und mich dem Zuhause wieder fester anzuschließen. Niemand konnte mein Kommen ahnen. Im Hause schien alles still. In der Küche fand ich meine jüngere Schwester weinend. Sie konnte mir keine Antwort geben, so tief sah ihr das Weinen. Ich raunte durchs Haus und fand meine Mutter leblos im Bette liegend. Aber doch lebend. Ein Schlaganfall hatte sie niedergestreckt. Bald kam auch der Arzt. Er gab wenig Hoffnung, meinte aber, die Mutter könne noch wieder zu sich kommen. Und plötzlich konnte ich wieder beten, inbrünstig und wahr! Was hatte mich nach Hause getrieben?! Nur eine Gottesmacht konnte es gewesen sein. Ich sollte die Mutter nicht unter dem Hügel finden. Sie mußte mir ja auch noch verzeihen, sollte ich dem Leben trohen. Und sie schlug nach schweren Stunden die Augen auf. Weil! Sie erkannte mich und lächelte ganz fein. O! Sie umkrämpfte meine Hand, ihre Tränen neigten Gesicht und Kleid. Auch mir wurde wehmütig, so daß ich mit Tränen zu kämpfen hatte. Schmerzlich juckte ihr Gesicht und doch wie in Erlösung, da sie weiterzählte: „So schwach Mutter war, sie nahm mich in den Arm und vergab mir mit dieser stillen Gebärde. So ist sie gestorben. Das hat meinem Leben einen Nuck gegeben und den Wunsch reifen lassen, nie, nie mehr auf schiefe Bahn zu kommen.“

Sie weinte noch stärker. Nur leise wagte ich zu sagen: „Und die Tat, mein Kind? Mußte es bei dem Wunsch bleiben?“

Aber sie weinte so krampfhaft, daß sie mir nicht antworten konnte.

Inzwischen war ich schon wieder im Gefängnis. Und ich konnte erfahren, daß sie eine einen Bruder hatte, der Vater noch lebt und ein Trunkenbold ist. Die Mutter lebt getrennt von ihm und ernährt sich bis auf den heutigen Tag durch schwere Landarbeit.

Mit glückstrahlendem Lachen kam eine Gefangene, die eine mehrjährige Gefängnisstrafe verbüßte, in den Raum der Aufseherin

gestürzt, ein Bild vor sich hinhaltend: „Eben hat mir meine Mutter diese Photographie gebracht! Meine Brüder sind es!“ Bewundernd betrachtet die Aufseherin die schönen Knaben: „Haben Sie so hübsche Brüder?“

„Ja, das ist der Trost meiner Mutter. Wenn sie die Jungs um sich hat, einer schöner und lebendiger als der andere, dann vergeht sie manchmal den Kummer mit mir.“

Von dem Tage an schmückte das Bild die Zelle der Gefangenen.

Die Aufseherin grübelte noch ein wenig ungläubig, nahm sich am selbigen Abend aber ihre illustrierten Hefte vor und suchte fünf Minuten. Da hatte sie, was ihr verdächtig erschienen war: dasselbe Bild, die „Nivea-Jungens.“ Sie schnitt es aus und legte es in Abwesenheit der Gefangenen auf deren Arbeitsplatz, sie nach zwei Tagen fragend, ob sie das Bild gefunden habe. Tief rötete sich das Gesicht des Mädchens, aber dennoch stieß sie hervor: „Und es sind doch meine Brüder!“

Durch ihre lange Strafhaft wußte sie nicht, daß die „Nivea-Jungens“ ein bekanntes Reklamebild sind.

Eine Dreißigjährige, schlank gewachsen, die Züge weich, aber leblos die Augen, war schon drei Monate in Untersuchungsbast, als sie mir ein wenig aus ihrem Leben zu erzählen begann. Nach einem weiteren Vierteljahr wußte ich nachstehende Geschichte:

„Daß ich noch immer nicht auf freien Fuß gesetzt werde, andererseits auch keinen Termin angefeht bekomme, ist erklärlich für denjenigen, der meine Geschichte kennt. Das Unglück, wenn man es so nennen soll, wollte, daß mein Staatsanwalt mein Tennispartner war. Anfangs. Nachdem standen wir uns näher. Und ich kann begreifen.“ dabei lachte sie kläglich. „daß er Interesse daran hat, mich hier lange festzuhalten. Er weiß doch um meine ganze Sache Bescheid. Einmal schenkte ich ihm einen Brillantring. Daß ich ihn nicht gekauft hatte, wußte er. Jetzt trägt er ihn wohlweislich nicht.“ Und wieder lacht sie. „Ich könnte ja gründlich auskehren, aber mir liegt vor allem daran freizukommen. Und das gelingt mir sicher am besten, wenn ich den Mund halte.“

Ich nahm Rücksprache mit ihrem Untersuchungsrichter, durfte die Akten einsehen und erfuhr, daß es sich um eine langgesuchte Hochstaplerin handelte, die mir inzwischen schon etliche andere, nicht minder interessante Geschichten erzählt hatte.

Eine Gefangene hatte Besuch von ihrem Verlobten. Das Gespräch drehte sich um die Heiratsfrage. Sie war ein stark gewachsenes Menschenkind, nicht schön und nicht häßlich, aber von besonderer Wirkung auf die Männer. Nach dem Besuch blieb sie im Arbeitsaal, in dem man später einen verlorenen, heimlich geschriebenen Brief derselben Gefangenen fand. Er hatte nachstehenden Wortlaut:

„Geliebter, viel kann ich Dir heute nicht schreiben, denn ich hatte Besuch von meiner bereits siebenundachtzigjährigen Großmutter, die in ihrem ganzen Leben zum erstenmale dieses verfl. . . Haus betreten hat. Sie kam, weil sie mir nicht länger verheimlichen konnte, daß meine liebe Mutter seit drei Wochen im Marienkrankenhaus liegt und eine schwere Operation durchzumachen hatte, von der sie sich nur sehr langsam wieder erholt. Meinen Schmerz kannst Du gewiß verstehen, aber auch meine Freude, daß die alte Dame einmal den Mut fand, mich hier im Kerker zu besuchen, dann aber auch, daß sie, so alt schon, noch so rüstig ist. Wenn wir erst frei sind, wirst Du sie kennenlernen. Sie ist eine

Frau, die längst über dem Leben steht und für die dieses Haus auch nicht die geringste Bedeutung hat. Ja, so konnte es ihr schließlich doch nicht schwer fallen, zu mir zu kommen. Ich selber habe eine wahnsinnige Angst vor dem Altwerden. Liebster, weil das Leben, das, was ich mit Leben zu bezeichnen pflege, dann zur Reife, in die Brüche geht. Man wird eines Tages keine Liebeskraft mehr in sich fühlen und womöglich vergebens einen Trost suchen, wie ihn meine alte Großmutter schon lange gefunden hat.

Nun lebe wohl und behalte mich lieb. Ich will mich mit meiner letzten Zigarette heute abends ins Bett legen und an unsere Liebe denken. Schick mir durch S. bald wieder einen Brief und möglichst auch Schokolade und Zigaretten. Am unauffälligsten es in der Mittagsstunde, kannst Du ihm mal sagen. Nun schlaf schön, süßer Junge.

Deine treue Auguste.“

Dem Verlobten hatte sie die Gewissensfrage gestellt, ob er ihr auch Tag um Tag treu sei. Eine Stunde später schrieb sie vorstehenden Brief an einen Gefangenen.

Eine Mutter besuchte mich im Gefängnis. Ihre Tochter war in Haft. Seit dem sechzehnten Lebensjahr mit geringen Unterbrechungen. Nun war sie fünfundsanzig. Als Frau Doktor v. Burghelm wurde sie uns eingeliefert. In Wirklichkeit hieß sie

ganz anders. Und nur diejenigen Gefangenen hatten ein gutes Auskommen mit ihr, die sie als Frau Doktor achteten. Die Mutter erzählte, jammerte:

„Mein Mann hat sie um ihre Schwindleien oft halb toteschlagen. Schon als kleines Kind. Sie erzählte uns mit einer Sicherheit und Ueberzeugungskraft die märchenhaftesten Geschichten. Den Kindern wußte sie Erlebnisse zu schildern, die erfunden waren, als habe sie sie wirklich erlebt. Und alle hatten sie gern. Ihr Kind (bei der Mutter untergebracht) scheint ihr nachzuarten. Jetzt ist es sechs Jahre alt. Reallich kam sie pausenlos nach Hause und erzählte, sie sei in den Kanal gefallen. Ein Polizist habe sie gerettet. In Wirklichkeit hatte sie sich im Nachbarhaus in eine Wassertonne gestellt. Unheimlich kann einem werden, daß man Kind und Kindeskind so hat. Ich weiß nicht, wo es herkommen kann. Und dabei ist meine Tochter so talentvoll.“

Dem konnte ich nur zustimmen.

Ich wußte immer fortlaufend von diesen meinen Beobachtungen zu berichten. Es handelt sich da um diejenigen Gefangenen, die nicht dem Richter, sondern dem Psychiater gehören. Und ich denke daran, daß Amerika anfängt, Schritte zu unternehmen, Asyl statt Gefängnisse zu bauen. In Europa aber will man noch immer nicht hören und nicht sehen.

Sturmgefang.

Von Carl Judmayer.

Dran, dran, ob Sieg, ob Untergang,
Ob Mann, ob Weib, ob Kinder.
Ihr beugtet lang und allzu lang
Die Häße eurem Schinder,
Der Not und Drangsal heißt.
Wir wollen ihn zer schlagen,
Wie man ein schlechtes Werk zer schmeißt!
Hält ihm kein Flehn und Klagen.

Dran, dran mit Mut — und Sturmgefang,
Der Himmel wird ihn hören,
Auf unsre nackte Fahnenstang
Wuß Gott den Treueid schwören.
Uns zieht ein Stern voran,
Der wird lebendig werden,
Und jeder wirket Mann für Mann,
Das himmlisch Reich auf Erden.

Frühling im Kohlenrevier.

Von Heinz Eisgruber.

Zwischen Hügeln liegt die Bergwerksstadt.
Aber es sind keine Hügel, auf denen ozon-
duftende Tannenzwäbner lagern oder Rinder-
herden weiden und Bauern pflügen. Es sind
Halben, Kohlenhalben, Gesteinshalben.

Vor Menschenaltern fing es an. Als sie
die erste Kohle aus der Tiefe holten und das
blinde Gestein auf den grünen Rasen schütteten.
Anaufhörlich spien die Schächte Steine und
Geröll aus. Kofereien warfen über das hell-
graue Gestein dunkelgraue Schlade. Die Schutt-
hügel trafen um sich, gierten polypengleich das
grüne Land in sich. Zu Füßen der grauen Py-
ramiden sprangen schmutzige Quellen auf: die
Schlammgewässer der Tiefe, die Abwässer der
Maschinen. Sie flossen in die Bäche und Flüsse
und färbten die glasklaren dunkel und trüb.
Essen wuchsen hoch und ihr Quaal legte sich
an den Hängen fest, daß das Auge die Farben

des Firmaments nur mehr mit Grau überzogen
und düster sah.

Allmählich sah es aus um die Bergwerks-
stadt, als habe man sich bemüht, dem Antlitz
der Erde auch die letzte Spur von Schönheit zu
rauben, auf daß es den Sklaven des Werks gar
zu schwer fielen, die schöne Oberfläche alltäglich
mit der wüsten Tiefe zu tauschen. Auf daß sie
gefügiger sich in ihre Not ergäben.

Jetzt aber ist der Frühling gekommen über
dieses graue Land der Dedden, in die Wüstenei
der Arbeit.

Zu Füßen der Halben begann es. Schüch-
tern wagten sich ein paar blaugrüne Grasspitzen
ans Licht. Dann blühten auf einmal graugrüne
Flecke um die Stein- und Schutthügel. Birken-
stänntlein, verkrümmert und in grauem Rinden-
kleid, belaubten sich zartgrün. An den Stellen,
wo schwarze Leitungsröhre, von Hügel zu Hügel
ziehend, die Erde berührten, sprossen Grasbüschel.
Nermlische Schrebergärten, zwischen Halben und
Schlammgräben eingezwängt, mühsam der Ver-
wüstung abgetroht, gaben lergen Kräutern Luft
und Leben. Und auf ganz, ganz alten verlassenen,
vermoosten Halben krochen dünne Gras-
soden zwischen den Schladen.

Härtlich streicheln die müden Blicke der
bleichen Kumpels über die graugrüne Welt, die
sich in ihre Stein- und Schuttwelt wagt. Ein
schwacher Hoffnungschimmer stiehlt sich ihnen
ins Herz. Der schmutzige Himmel über den
Häuptern hat sich ein wenig gelichtet. Es geht
sich ein wenig leichter und aufrechter. Die
krummen Rücken versuchen, sich ein wenig zu
strecken. Wie in den Gräsern und Baumstämmen
will auch in den Leibern und Seelen der Last
hochschießen. Der Frühling ist da. Die Erde
erwacht. Und will auch die blaffen Kumpels,
die von der Schicht heimkehren, anstecken. Einer
tut einen hellen Pfiff. Da schauen die Mädel
um, die vor ihnen schreiten.

Von der großen Schladenhalde, über die
Tag und Nacht die glühende Masse aus den
Koflöfen rollt, schießen rauchende, flammende
Steine. Und verjengen und bedecken das biß-
chen Grün, das eben aus dem mageren Boden
geleimt war. Die Halme krümmen sich wie in
Qualen, werden gelb und grau und schwarz;
ein Flämmchen züngelt hoch. Und das Früh-
lingswunder ist tot.

Die Kumpels kommen nach Hause. In
niedere, krumme Häuser. Hinter den Häusern,
deren Wände von Staub und Ruß geschwärzt
sind, ragen die Halben hoch. In den dumpfen
Häusern drängen sich bleiche Gesichter.

Hier ist kein Frühling. Immer noch nicht.
Er macht Halt vor den Haustüren der Kumpels.
Der Lohn ist zu gering. Viele haben nicht ein-
mal Arbeit. Und trodenes Brot schmeckt auch
im Frühling schlecht.

Die Kumpels stehen vor den Haustüren
und ihre Augen suchen die Sonne, die sich nicht
hinter den Schladenbergen hervorwagt. Und
einer fragt langsam und schwer: Wann wird's
bei uns Frühling werden, Genossen? So richtig
und saftig: Frühling! Wann wird der Früh-
ling zu den Hungernden und Unterdrückten
kommen?!

Die Straße lang marschieren Arbeiterjugend.
Singend und festen Schrittes.

Und über die Schladenberge stiehlt sich ein
Sonnenstrahl.

Nestroy-Gäbe.

Ich hab' einmal einen alten Nabel-
schimmel an ein' Ziegelwagen g'ehn, seitdem
bring' ich die Zukunft gar nicht mehr aus'n
Sinn.

Es ist so edel, wenn man seine Hand einem
Menschen in die Hand legt, dem man ' von
Rechts wegen ins Gesicht legen sollt'.

Armut ist ohne Zweifel das Schrecklichste.
Mir dürfte einer zehn Millionen herlegen und
sagen, ich soll arm sein dafür, ich nehm's nicht.

Begegnung mit einem Vertriebenen.

Von Laszlo Argente.

An einem trüben Wintertage kam er zu mir. Er war zerfetzt und ausgehungert und bat mich, seinen Genossen und Landsmann, um Hilfe. Nicht Geld, nein — Arbeit wollte er haben und etwas Wäsche, um sich wieder als Mensch fühlen zu können. Wir saßen im dunklen Zimmer, und er, der Emigrant, erzählte mir die furchtbaren Erlebnisse, die ihn nunmehr seit sieben Jahren durch Europa treiben. Mit gebeugtem Rücken, das Gesicht in den Händen vergraben, sprach er:

„... Und als die Mörderbanden Horthys das schöne Ungarn „erobert“ hatten, wurde ich auch verhaftet. Durch eine List gelang es mir, aus dem Gefängnis zu flüchten. Ich wurde aber bald wieder festgenommen und kam in ein schreckliches, düsternes Festungsgefängnis, von dem aus eine Flucht ausgeschlossen schien. Ich war Schlosser von Beruf, und nach Monaten qualvoller Gefangenschaft konnte ich erreichen, daß man mich, natürlich unter militärischer Aufsicht, nach der kleinen Stadt gehen ließ, um dort dringende Arbeiten zu erledigen. Meine Fluchtpläne, die ich im Dunkel des Gefängnisses schmiedete, näherten sich immer mehr der Verwirklichung. Ich gewann das Vertrauen der Wächter, und als ich eines Tages in der Stadt einen Brunnen reparieren mußte, ließ ich ungesehen alle nötigen Nägel verschwinden. Dann bat ich um die Erlaubnis dieselben aus der inneren Stadt zu holen, man gestattete dies und gab mir sogar Geld, um manches für die anderen Gefangenen und für die Wächter zu besorgen.“

Am nächsten Morgen war ich schon in der Tschechoslowakei. Unter dem Schutze der Nacht durchschwamm ich den Fluß, die Trennungslinie zwischen beiden Ländern, und als der Morgen graute, war ich schon weit im Lande vorgerückt. Einige Stunden später verhafteten mich die Gendarmen, aber als politischer Flüchtling wurde ich nicht an Ungarn ausgeliefert, sondern man gab mir gute Stiefel, einen Anzug und sogar etwas Geld. Aber was nun? Die Sprache des Landes verstand ich nicht, Arbeit gab es, aber immer nur für kurze Zeit. Im Laufe eines Jahres lernte ich das ganze Land kennen. Dann dachte ich an Wien. Ich wußte, daß dort Tausende meinesgleichen lebten, Tausende von ungarischen Emigranten, die das bittere Los der Heimatlosigkeit hinnehmen mußten, um nicht an den Galgen Horthys zu verenden. Ich wurde in Wien freundlich aufgenommen. Die Zeitungen berichteten von meiner gelungenen Flucht, aber Arbeit, gute, ständige Arbeit, fand ich auch hier nicht. Ich durchwanderte das schöne Land, und eines Tages befand ich mich in Italien. Damals bestand zwischen Horthys und Mussolini noch kein Waffenbündnis, und ich hatte keinen Grund, mich vor einer Auslieferung zu fürchten. Ich fuhr nach Rom ... Schon an der Eisenbahnstation wurde ich verhaftet. Vom Sträflingswagen aus, der mich zum Gefängnis transportierte, sah ich leider nur die mächtige Peterskirche mit ihren kreisförmigen Säulenalleen. Die Nacht verbrachte ich zwischen Mördern und Verbrechern, auch einige Dirnen waren dabei. Am nächsten Tage schon wurde ich in einem Gepäckwagen, der nicht einmal ein Fenster hatte, an die österreichische Grenze abgehoben.

Nun stand ich da, an einer unbelebten Eisenbahnstation, keinen Heller in der Tasche, und es begann mir klar zu werden, daß erst jetzt mein richtiges Leid beginnen würde. Bisher erschien mir alles wie ein Traum, es war

mir ein Vergnügen, durch so viele fremde Länder zu fahren. Als armer Mensch hätte ich mir das sonst nicht leisten können. Jetzt war ich aber am Ende meiner Kräfte. Wohin?

Gern wollte ich nach Amerika. Mit unfagbarer Mühe und Not, hungernd und frierend, wanderte ich durch Oesterreich, die Tschechoslowakei, bis ich eines Tages schließlich in Hamburg ankam. Nach Amerika zu fahren, kostete aber viel Geld, und einen Paß braucht man auch. Ich hatte keines von beiden. Darum entschloß ich mich, den Seeweg als „blinder“ Passagier zurückzulegen. Im Hafen erzählte jemand, daß am anderen Tage ein Frachtschiff nach Amerika fährt, und so torfelte ich in der stöckfinsten Nacht in die dunkle Hölle des bezeichneten Schiffes, wo ich mich hinter einem Berg Kohlen vergrub, deren Geruch sich wie giftige Gase auf den Atem legten. Die übermenschlichen Anstrengungen und Entbehrungen der letzten Tage ließen mich sofort einschlafen. Und als der Tag graute, stießen rohe Stiefel in meine Seite. „Was suchen Sie hier,“ hörte ich eine erstaunte Stimme. Man holte mich aus dem Schiff, und als ich den äußerlich so rohen Seemannern meine Vergangenheit erzählte, vergaßen sie ihren Mergel und behandelten mich als einen — Genossen. Das war eines der schönsten Erlebnisse. Sie erklärten mir, daß der Dampfer, in dem ich mich „eingeschiff“ hatte, eben gestern aus Amerika zurückgekommen sei, dagegen das Nachbarschiff heute morgen nach Amerika abgedampft sei. Die freundliche Bewirtung und die kleine Geldunterstützung, die mir die Hamburger Seeleute zuteil werden ließen, gaben mir wieder neue Hoffnungen. Nach wochenlangem Arbeitsuchen in den Hafenstädten kam ich in eine kleine Stadt Pommerns, wo ich endlich dauernde Arbeit fand.

Ein halbes Jahr lebte ich hier und verdiente Geld. Ich konnte mir manches kaufen, ja etwas sparen, und als ich sogar schon ans Heiraten dachte — brach ein Streik aus. Sechs Wochen lang dauerte der Kampf, alles hatten wir geopfert, alles verkauft, den Kampf aufgeben wollten wir aber nicht. Man holte die „Gelben“; ich war Streikposten, kam mit diesen in eine Prügelei...; im Laufe von drei Tagen mußte ich auf amtlichen Befehl Pommern verlassen. Das einzige, was ich von diesem Zusammenbruch retten konnte, war mein Fahrrad. Sonst bestand mein Hab und Gut aus dem, was ich auf dem Leibe trug. Traurig, wie ein vertriebener Hund, setzte ich mich auf das Rad, und wieder stand, o, zum wievielten Male, die Frage vor mir: wohin, Berlin ist eine große Stadt, dort kann man nicht Hungers sterben, dachte ich mir, und steuerte in der Richtung zur deutschen Reichshauptstadt. Nach einem halben Tage überwältigte mich der Hunger so, daß ich für meine letzten 50 Pfennig etwas Brot und Würst kaufen mußte. Vom Schlafen, irgendwo Uebernachten, konnte keine Rede sein. Auf den Landstraßen wehte ein eisiger Wind, und meine steifen Hände konnten kaum noch das Steuerrad halten. Aber ich mußte weiter. Im Stockfinstern legte ich einen Kilometer nach dem andern in rasendem Tempo zurück, aber plötzlich ergriff mich ein Schwindel — und schon lag ich im leuchten Graben neben der Landstraße.

Ich setzte mich auf meinen schabigen Mantel, vergab mein Gesicht in den Händen und durchlebte das schrecklichste aller Gefühle: ich war allein! Ganz, aber ganz allein. Es kam mir zum Bewußtsein, daß kein Mensch um mich trauern würde, wenn ich jetzt hier stürbe, ja —

die Welt würde sogar nur soviel von mir erfahren: „Ein Mann wurde erfroren auf der Landstraße aufgefunden“. Wie gelähmt sah ich im Straßengraben und dachte darüber nach, ob es nicht das Beste wäre, selbst gleich ein Ende zu machen. Plötzlich aber öffnete sich die Wolken, und ein eisiger Regen brachte mich zur Besinnung. Zu der Ferne sah ich bald eine Scheune, in der ich acht Stunden später halb erfroren erwachte. Die schlimmste Nacht meines Lebens war vorüber. Ich wagte wieder zu hoffen. Nach zwei Tagen kam ich in Berlin an. Etwas Unterstützung wurde mir gegeben, aber Arbeit bekam ich auch hier nicht. Mechanisch nahm ich wieder mein Rad und fuhr weiter. In Magdeburg wieder nichts. Ein paar Mark Unterstützung von Partei und Gewerkschaft, aber Arbeit — man lachte mich aus und sagte, ich sei ein Optimist. Und weiter, immer weiter trug mich mein Rad. So kam ich nach Leipzig, gestern früh, und —

Inzwischen war es tiefe, schwarze Nacht geworden, so daß ich den Emigranten nicht mehr erkennen konnte. Nur seine anklagende Stimme hörte ich. Er, der Emigrant, hörte auf, eine Person, ein Mensch zu sein, seine Stimme war der Mahnruf eines ganzen vergewaltigten Volkes —

Brave Genossen haßen mir, und der Emigrant fand ein Unterkommen. Ich gab ihm etwas Wäsche und Geld, und er war glücklich. Ich wollte ihm Freund sein, daß er nicht mehr allein sein sollte, und fünf Tage besuchte er mich regelmäßig. Dann verschwand er. Kein Wort hatte er hinterlassen, keinen Grund angegeben. O, Menschen, Genossen, fühlt ihr die tiefe Tragik der Heimatlosigkeit? Fühlt ihr das erschütternde Los der Emigranten, die sich zu Zehntausenden hungernd und frierend auf den Landstraßen herumtreiben? Der Emigrant ist verschwunden. Wo mag er jetzt sein? Welche Landstraße birgt seinen erfrorenen Körper?

Er ist verschwunden. Aber wenn die Stunde der Befreiung schlägt, werden die Zehntausende, die Vertriebenen, die Emigranten auf dem Pflaster sein, um das gemeine Verbrechen, das man ihnen angetan hat, zu rächen.

„Die verlorene Welt“. Leben noch Nachkommen der alten Dinosaurier?

Der Film von der verlorenen Welt, der bei Publikum und Presse in Berlin jetzt lebhaftes Interesse erweckt, wird bei manchem die Frage aufgeworfen haben, ob nicht vielleicht doch noch in irgendeinem fast unbekanntem Erdwinkel Nachkommen der alten Dinosaurier sich in die Jetztzeit herübergerettet haben könnten.

Wenn man die Frage nicht so schroff faßt, und nicht gleich einen ganzen Landstrich mit echter Jura- oder Kreidezeit entdecken will, kann man sie tatsächlich bejahen. Südamerika, wo der Film spielt, hat uns einen Vogel überliefert, der insofern an den Urvogel Archaeopteryx erinnert, als seine Jungen noch an den Flügeln Finger mit Krallen aufweisen, die beim Klettern nicht unwesentliche Hilfe leisten. Freundlicherweise hat man dies seltsame, aber nicht seltene Tier Hoazin oder Stinkfasan getauft. — Schiffsbruch erlitten haben dagegen die Bemühungen, die patagonischen Riesensaurier (Megatherien) noch lebend zu entdecken. Angeregt zur Suche wurde man durch Steleere und Fellstücke der Tiere, die derart gut erhalten waren, daß man sie für frisch hielt. Wahrscheinlich hat aber wenigstens das Neomylodon (Grypotherium) noch in historischer Zeit gelebt. Bestimmt wissen wir das von dem Borkentier oder der Zellerischen Seelisch der Beringstraße, die besser ausgerottetes

Tier, als ausgestorbene Tier genannt wird. Alles Suchen nach überlebenden Tieren war vergeblich, auch die Sage, daß an der Lena noch Mammute existieren, hat sich noch nicht bewahrheitet.

Neuseeland hat uns aber dafür in der halbmeierlangen Brüderechse oder Gatteria ein echtes Urreptil sogar aus der Triaszeit aufbewahrt. Das friedliche Tierchen kennzeichnet so recht eine urzeitliche „Ausgangsform“, denn es vereinigt in sich Einzelzüge von nicht weniger als einem halben Duzend verschiedener Reptilarten. Der australische Winkel birgt ja jetzt noch verschiedene äußerst altertümliche Tiere, außer den Schnabeltieren vor allem den Molchisch Ceratodus, der den Uebergang von den Fischen zu den Amphibien widerspiegelt.

Aus Neuseeland und Madagaskar besitzen wir auch Eier und Stelette ungeheurer flügelloser, strauchförmiger Laufvögel, den Moas, die eine Größe von drei Metern erreichten. Die Eingeborenen, die Maoris, erzählen in langen Heldensagen wahre Schauererzählungen von Kämpfen ihrer Vorfahren mit den Riesentrauern. Gelebt haben die Tiere in historischer Zeit bestimmt noch; vor wenigen hundert Jahren dienten die kolossalen Eierschalen den Maoris noch als Trinkgefäße, und in einer Beschreibung Madagaskars von de Flacourt aus dem Jahre 1658 werden sie als schwer erjagbare Tiere geschildert, die in sehr einsamen Gegenden lebten. Die Hoffnung auf Ueberlebende wird man jetzt wohl leider begraben müssen. Die Rieseneier aber bewahrt jedes Museum.

Die meisten Erwartungen darf man vielleicht noch auf Afrika setzen, und seitliche Berichte aus diesem doch noch vielfach dunklen Erdteil liegen wirklich vor. Kapitän Selous z. B. behauptet, es gäbe in Afrika noch vorgeschichtliche Tiere, die zu fangen oder zu erlegen aber noch nicht geglaubt sei. Besonders aufs Korn genommen wird in dieser Hinsicht der Nyassafer, der in seinen Tiefen noch unbekannte Untiere bergen soll. E. A. Barnes berichtet von einem solchen Riesenvassertier. Ebenso Fred C. Law, der eins in dem mächtigen Granitbassin, das die Wogen der Viktorialfälle in Rhodien aufnimmt, gesehen haben will. Er beschreibt es als Al oder Schlange von mindestens 50 Fuß Länge. Man denkt unwillkürlich an einen Mosasaurus, wie auch von Verschiedenen der „großen Soeschlange“ schon vermutet worden ist, daß überlebende Pythonomorphen der Kreidezeit die Ursache dieser hartnäckigen Sage seien. (Paläontologisch wäre dazu zu sagen, daß wenig Aussicht besteht, denn Keister dieser Tiere fehlen bereits aus dem Tertiär vollständig.)

Weiter schreibt Fred C. Law wörtlich: „Es müssen noch Tausende von Geschöpfen in den unerforschten Urwäldertiefen des Zambesiflusses haufen, die in diesen engen Kanons in der tropischen Hitze tief unten im Wasser leben und niemals an die Oberfläche kommen. Einige dieser Tiere sind bereits gefangen und gesammelt worden. Aber wie viele andere mögen noch da unten sein? In der üppigen Wildnis, die die Engen dieses Flusses umschleift, lassen unbekannte Vögel tagaus, tagein ihren Ruf ertönen; die dichten Palmen rauschen von den Bewohnern unbekannter Tiere, und in den hohen Gräsern rauscht es von einem noch unbekanntem Leben. Ich kann niemals über diese grünen Gürtel hin in diese braufenden, wirbelnden Wasser blicken, ohne die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Afrika noch viele unbekannte Ungeheuer birgt.“

Eine Möglichkeit, sogar Wahrscheinlichkeit neuer Entdeckungen besteht tatsächlich noch, wenn auch nicht in dem Sinne, daß man nun

Protosaurier lebend einfangen werde. Afrika hat uns aber schon so viele direkt urweltliche Tiere lebend übermittelt — das Otap, das „tertiär“ anmutet, den Molchisch Protoperus, die Warane und andere — daß man sich ruhig noch auf neue Ueberraschungen gefaßt machen kann
W. I. H. L. e. y.

— Allerlei. —

Kunstwolle — eine neue Erfindung. Großes Aufsehen erregt eine Erfindung, welche Material auf chemischem Wege herstellt, das als „Kunstwolle“ bezeichnet wird und als Ersatz für Wolle benutzt werden soll. Das Material soll dem Grundstoff für Kunstseide sehr ähnlich sein, nur hat es nicht den Glanz der Kunstseide. Auch soll das Verfahren zur Herstellung dieses Stoffes ähnlich wie bei der Kunstseide sein. Als großer Vorteil des neuen Erfindungsstoffes wird bezeichnet, daß das Spinnen und Weben der Garne auf den bestehenden Spindeln und Webstühlen ohne Neueinrichtungen ausgeführt werden kann. Dies ist übrigens auch bei der Kunstseide der Fall, welche in den Naturseidefabriken mit der bestehenden Maschinerie erzeugt werden kann. Die Kunstwolle soll angeblich nicht als alleiniges Material für fertige Produkte geeignet sein. Um so größere Bedeutung wird ihr für die Mischung mit der teuren Wolle beigemessen. Falls die Rolle der Kunstwolle nur auf die Mischung mit reiner Wolle beschränkt bleibt, so erhoffen die Wollunternehmer von ihr eine Belebung der Wollstoffherzeugung, indem die beigemischte Kunstwolle zur Verbilligung der Stoffpreise und dadurch zur Ausdehnung der Produktion führen könnte. Auch hier besteht eine Ähnlichkeit mit der Kunstseide. Nach der Behauptung der Unternehmer vermochte man durch Beimischung von Kunstseide viel größere Mengen Naturseide zu verkaufen, als dies ohne Kunstseide möglich gewesen wäre.

Neues vom Mars. Der endlose Streit um den Mars und seine — imaginären — Bewohner soll, wie die amerikanischen Väter behaupten, nunmehr in ein neues Stadium getreten sein. Danach ist es dem Direktor des Stewart-Observatoriums der Arizona-Universität, Dr. A. E. Douglas, gelungen, mit Hilfe „infraroter“ Strahlen photographische Aufnahmen zu machen, aus denen hervorgehen soll, daß auf dem Planeten dieselben Lebensbedingungen bestehen wie auf unserer Mutter Erde. Auf den Photographien wahrnehmbare dunkle Stellen lassen, Dr. Douglas zufolge, nur die eine Deutung zu, daß es sich um Vegetation handelt. Außerdem seien Wolken in über 20 Kilometer Höhe in der Marsatmosphäre aufgenommen worden, die sich mit einer Geschwindigkeit von etwa 30 Kilometer in der Stunde fortbewegen.

Woher stammt die Farbe des Amethystes? Die herrliche blaue Farbe des Amethyst, der schon im Altertum als Amulett gegen die Trunksucht empfohlen wurde, akaupte man bisher in Forscherreisen auf Mangan zurückzuführen, welches in kleinen Teilchen in dem Edelstein enthalten ist. Neuere Untersuchungen von Liesegang und Will aber haben ergeben, daß die herrliche Farbe von winzigen Verunreinigungen des Steins herrühren, und zwar sind als Ursache der Färbung Niederschläge von Eisen und Lithiumverbindung festgestellt worden. Bei dem Erhitzen des Steins auf 500 Grad lassen sich diese farbenspendenden Metallsalze um und der Edelstein wird farblos. Bei weiterer Steigerung der Temperatur leidet das Gefüge des Amethyst, wodurch er eine milchige Trübung erhält.

— Weiteres. —

Wint eines Fachmannes. Zwei Reisener saßen in einem Eisenbahnwagen und geriet in eine angeregte Unterhaltung. Das geschlossene Fenster des Wagens lenkte das Gespräch auf den Nutzen der Ventilation, und der eine meinte: „Ueberall, wo ich hinkomme, mache ich die Leute darauf aufmerksam, wie gut es ist, die Fenster des Schlafzimmers das ganze Jahr hindurch offen zu haben.“ — „Ich nehme an, Sie sind Arzt,“ sagte der andere. — „Nein,“ war die Antwort, „ganz im Vertrauen unter uns: ich bin Einbrecher!“

Sport-Philosophie. „Mensch, du gehst ja so wahnsinnig schnell!“ — „Oh, das ist gar nichts, wenn ich allein bin, gehe ich noch viel schneller!“ — „Man bloß gut, daß ich nicht mit dir zu laufen brauche, wenn du alleine bist.“

Verunglücktes Kompliment. „Sind Sie es wirklich, Fräulein Hoffmann? Weinade hätte ich Sie nicht erkannt, so haben Sie sich in den drei Jahren verändert.“ — „Zum Guten oder zum Schlechten?“ — „O! Sie konnten sich doch nur zum Guten verändern!“

Verrannt. Aelterer Professor (auf ein Brautpaar wartend): „Verehrte Anwesende, ich habe den Bräutigam von Kindesbeinen an gekannt; ich sah ihn taufen und einsegnen. Ich bin auch jetzt Zeuge seines Glückes; es sollte mich freuen, auch seinem Leichenbegängnisse beizuwohnen zu können.“

— Rätsel-Ged. —

Zahlen-Rätsel.

- a) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 2, 10, 11, 5, 12;
- b) 2, 11, 7, 13, 8, 11;
- c) 3, 8, 9, 8, 13, 12;
- d) 4, 13, 1, 8, 11, 5, 12;
- e) 5, 11, 14, 8, 4, 12, 8, 11;
- f) 6, 4, 14, 8, 11, 5, 6, 4, 1, 9, 15, 1;
- g) 7, 8, 14, 5, 12, 8;
- h) 8, 1, 12, 11, 5, 7, 8;
- i) 9, 5, 12, 8, 11, 4, 5, 6;
- f) 2, 10, 12, 11, 2, 4;
- l) 10, 2, 9, 9, 4, 1;
- m) 11, 2, 14, 2, 12;
- n) 5, 11, 2, 9, 5;
- o) 12, 11, 4, 14, 15, 13.

Die Zahlenreihen durch entsprechende Buchstaben ersetzt, bedeuten: a) Angehörige einer politischen Partei; b) Funktionäre bei Versammlungen und Umzügen; c) Mörderland; d) Zeitungsanzeige; e) Mann des Volkes; f) Freifrau; g) Wechselrede; h) erhöhter Platz; i) Stoff; j) Steiner; l) Handlungshilfe; m) Ardendienst; n) Luft; o) Volkshüter.

Die Anfangsbuchstaben der Reihen a) bis o) ergeben von oben nach unten gelesen daselbe Wort, wie in der waagrechten ersten Reihe a).

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Silberrätsel.

- 1. Sozialist. 2. Amalfi. 3. Gottesgab. 4. Efeu. 5. Mabit. 6. Imperator. 7. Rose. 8. Malchow. 9. Inauer. 10. Türkei. 11. Wieland. 12. Elle. 13. Magdeburg. 14. Drama. 15. Uranus. 16. Greenwich. 17. Efendi. 18. Sildgard. 19. Sultan. 20. Timbuktu.
- Sage mir, mit wem du gehst, und ich sage dir, wer du bist.